

These, daß Konrad Grebel und Balthasar Hubmaier sich in ihrem Verständnis von Kirche 1525 sehr nahe gestanden und enge Beziehungen zwischen den frühen Zürcher Täufern und der Stadt Waldshut, in der Hubmaier wirkte, bestanden haben.

James M. Stayer

Täufertagung in Göttingen

Die europäische und die nordamerikanische Täuferforschung und vor allem den Nachwuchs an einen (Konferenz-)Tisch zu bringen, Positionen abzuklopfen und aktuelle Forschungsdebatten persönlich zu führen – dies waren Ziele einer internationalen Tagung, die vom 23.–27. August 2006 in Göttingen stattfand.

Die Beiträge eröffneten ein breites Spektrum an neuen Ergebnissen und Forschungsansätzen, die den aktuellen Stand historischer Arbeit verdeutlichten und programmatisch Wege in die Zukunft aufzeigten. Der Tagung zugrunde lag die Prämisse, daß nach den wichtigen theoretischen Aufsätzen zum Täufertum seit den 1970er Jahren erneut über Entwicklungen und Ansätze diskutiert werden sollte. In der letzten Zeit hat besonders die Debatte um normative, polygenetische und revisionistische Sichtweisen auf die Täuferbewegung sowie um den Primat der Sozial- oder Kirchengeschichte Anstöße gegeben. Doch nicht nur theoretische Grenzziehungen sollten bei der Tagung diskutiert werden, sondern auch zeitliche Grenzen, denn die späteren Jahrhunderte finden in der Täuferforschung immer mehr Beachtung, angestoßen vor allem durch Forschungen zur Konfessionalisierung. Als Kommentatoren der einzelnen Panels konnten mit James M. Stayer, Heinz Schilling, John D. Roth, Hans-Jürgen Goertz und Stephen Buckwalter wichtige Vertreter der Täufer- und Reformationsforschung gewonnen werden.

Während der Tagung, die von den Universitäten Göttingen und Innsbruck durchgeführt und von der Fritz-Thyssen-Stiftung gesponsert wurde, kristallisierten sich einige Themenbereiche heraus, die das Interesse leiteten. So ging es zunächst um theoretische und methodische Fragen in der Täuferforschung. Die Diskussionen machten deutlich, daß es künftig erforderlich sein könnte, den Gegensatz zwischen Sozial- und Kirchengeschichte zu definieren und zu verkleinern. Neuere Forschungsansätze lassen sich eher unter dem weit gespannten Dach der »New Cultural History« zusammenfassen, die ein breites Spektrum für gesellschaftlich-politische, theologische und kulturelle Kontextualisierungen eröffnet. Fragen der Rezeption der Täufer und ihrer Aktionen und Reden sind in diesem Zusammenhang ebenso wichtig wie Analysen konkurrierender Vorstellungen von Gemeinde und Gesellschaft

und mikrohistorisch aufzuarbeitender Beziehungen auf der lokalen Ebene sowie der Diskurse, in die die Täufer eingebunden waren. Beispielsweise wurden sowohl in die politische Realität eingreifende Aussagen als auch Darstellungen mit Herrschaftsinsignien – wie die Inthronisierung oder die Verwendung von Krone, Zepter und Schwert – von den Obrigkeiten gezielt politisch decodiert und als Gefahr und Potential für Aufruhr und Rebellion interpretiert. In diesem Zusammenhang sind keineswegs nur die Täufer in Münster und Gruppen wie die um Augustin Bader oder Jan van Batenburg relevant, sondern auch die Aussagen und Aktionen jener Täufer, die in der Forschung schnell mit Wehrlosigkeit und Absonderung in Verbindung gebracht werden. Zu unterscheiden ist zwischen dem, was die Täufer gesagt haben, und dem, wie es rezipiert wurde, dies gilt auch für non-verbale Akte wie Glaubenstufen. Wichtig erscheinen die Übergangszeiten, in denen täuferische Aktionen eine besondere Brisanz beinhalteten. Innerhalb der frühen täuferischen Gemeinschaften waren etwa ekklesiologische Fragen in der Praxis bis in die zweite Hälfte der 1520er Jahre nicht geklärt. Wurde die Theologie der Schweizer Täufer in der Vergangenheit eng auf den Brief von Konrad Grebel an Thomas Müntzer aus dem Jahr 1525 bezogen, so verdeutlichen neue Analysen über den Hintergrund des Briefes, daß die Ekklesiologie 1525 keineswegs festgelegt war, der Brief vielmehr in der Forschung lange überinterpretiert wurde. Die Kontextualisierung vor dem Hintergrund der Gemeindesituation läßt den Einfluß der Briefe Thomas Müntzers erkennen. Denn zur Wehrlosigkeit gab es beispielsweise lediglich von Felix Mantz eindeutige Aussagen. Größeres Gewicht für die Formierung täuferischer Theologie dürfte dagegen Balthasar Hubmaier zukommen (Beiträge von C. Arnold Synder, Anselm Schubert, Ralf Klötzer und Gary K. Waite).

Eine zweite Stoßrichtung in der Analyse der täuferischen Bewegungen und der einzelnen Gemeinden stellt der Begriff des Netzwerkes dar, der ein vielversprechendes Analyseinstrument sowohl für die frühe Zeit als auch für spätere Jahrzehnte und Jahrhunderte bildet. Für das 16. Jahrhundert scheint sich mit der Analyse von Netzwerken eine Verbindung zwischen der »Bewegung« und der »Gemeinde« zu eröffnen. So hatte das täuferische Netzwerk in Köln bis ins 17. Jahrhundert Bestand. Das Einzugsgebiet erstreckte sich über fast 300 km im Umkreis der Stadt; die Einladungen und Informationen liefen über persönliche Beziehungen. Stabilität erhielt das Netzwerk durch die Involvierung einflußreicher Familien, etwa der Familie von Moers, die selbst nicht täuferisch war, aber Schutz bot und die Aufdeckung und Verfolgung erschwerte. Netzwerke überwandern frühneuzeitliche Grenzen. Beispielhaft hierfür steht das Netzwerk um Pilgram Marpeck, das von

der Schweiz bis nach Mähren reichte, wo sich noch bis ins frühe 17. Jahrhundert ein kleiner Kreis hielt. Neue Studien zeigen die Austerlitzer Brüder, die zum Marpeck-Kreis gehörten, als eine recht beachtliche Gemeinde mit mindestens 600 Mitgliedern um 1530; zudem verfügten sie in der Stadt über eine gute Infrastruktur und besaßen das Bürgerrecht. Auch in der Schweiz lassen sich grenzübergreifende Netzwerke der Täufer nachweisen. Ein weitmaschiges Netzwerk bildete sich über die »Pfrundschaft« aus, einer sozialen Beziehung, die zwischen der Verwandtschaft und der Freundschaft lag. Während einer Verfolgungsperiode nutzten die Täufer zudem ganz gezielt Räume, in denen verschiedene Herrschafts- oder Rechtsansprüche aufeinandertrafen (Beiträge von Mathilde Monge, Martin Rothkegel und Urs Leu).

Ein spannendes und den Kontext erweiterndes Feld eröffnet sich mit dem Blick auf die kommunikative Einbindung der Täufer in die frühneuzeitliche Gesellschaft und auf Schriften, mit denen die Täufer ihren eigenen Raum und damit die Grenzen ihrer Gruppe oder Konfession überwandten. So sahen die Täufer im Umkreis von Hans Hut die Invasion der Türken als Zeichen des göttlichen Gerichts, das nun über die Ungläubigen hereinbrechen würde – ein Türkenbild, das sich eng an jenes von Thomas Müntzer anlehnte und durch die Taufvorstellungen Huts über dieses noch hinausging. Generell wurde »Türke« auch zum Synonym für jene Menschen, die nicht im Sinne der Täufer lebten. Berichte von außen oder Gegenschriften sahen die Täufer durchaus ambivalent, sie stellten jedoch einen wichtigen Beitrag zur Kommunikation des 16. Jahrhunderts dar. So fällt das positive Bild bei Sebastian Franck auf, der zwar auf die Zerrissenheit der Täufer hinweist, jedoch betont, daß die Obrigkeiten von keinen Untertanen weniger Aufruhr befürchten mußten als von den Täufern. Dagegen stecken die Schriften der Jesuiten Christoph Erhard und Christoph Andreas Fischer gegen die Hutterer voller Polemik. Gezielt instrumentalisierte Erhard beispielsweise 1587 den »Aussteiger« Hans Jedelshauser und baute ihn in seine Kommunikationsstrategie ein, um die Täufer zu diffamieren. Die Beziehungen zwischen Adeligen und Täufern eröffnen ein weiteres Spektrum frühneuzeitlicher Kontakte. Schon früh suchten Täufer den Schutz von Adeligen, die durch die Ansiedlung der devianten Untertanen häufig gute wirtschaftliche Erfolge erzielen konnten (Beiträge von Thomas Kaufmann, Adam Darlage, Alejandro Zorzin und Victor Thiessen).

Vor dem Hintergrund der historiographischen Debatten über mono- oder polygenetische Anfänge der Täuferbewegung ist die Frage nach dem, was einen Täufer zu einem Täufer macht, weiterhin aktuell. Mikrohistorische An-

sätze erweisen sich hier als hilfreich, um sich der Gedankenwelt des »Gemeinen Mannes« anzunähern – unter Berücksichtigung der nötigen Quellenkritik. Problematisch ist, daß Verhörprotokolle häufig die einzige Quelle darstellen, um die Gedankenwelt eines als »Täufer« angeklagten Menschen kennenzulernen. Doch diese Quellen offenbaren, wenn man sie nicht mit dem interpretierenden Blick des im Nachhinein klassifizierenden und aussortierenden Historikers gering schätzt, ein breites Spektrum täuferischer Gedanken. So sind nicht nur Augustin Bader oder Jan van Batenburg in diesem Kontext in das Spektrum täuferischer Aktivität und Rede einzufügen, sondern auch die Gemeinschaft der »Blutsfreunde«, deren Anhänger im hessisch-thüringisch-sächsischen Gebiet lebten und sich selbst als »Wir Blutsfreunde aus der Widertauff« bezeichneten. Während ältere Forschungen die »Blutsfreunde« wegen ihrer sexuellen Rituale abklassifiziert haben, läßt die genauere Analyse der theologischen Gedankenwelt und der rituellen Umsetzung ihrer Glaubensvorstellung ein wesentlich differenzierteres Bild entstehen. Im speziellen Fall der »Blutsfreunde« konnte als Folge der »Christierung«, die für ein spirituelles Eheverständnis stand, der Geschlechtsakt zum Abendmahl umgedeutet werden. Gerade Bewegungen wie die »Blutsfreunde« verdeutlichen jedoch auch die Gefahr, daß Historiker durch die Verwendung von Begriffen wie »unzüchtig« oder »Ausschweifungen« ahistorische Klassifizierungen übernehmen und zur pejorativen Beurteilung einer Gruppe beitragen. Rituale Vorstellungen prägten auch die Begräbnisse – ein bislang vernachlässigtes, aber zentrales Element täuferischen (Gemeinde-)lebens. Allerdings konnte sich diese spezielle Begräbnistradition am Anfang nur dort etablieren, wo Täufer unter sich lebten, beispielsweise in Mähren. Ansonsten war es für die Täufer wichtig, die Toten abseits der »Götzentempel« zu bestatten, wobei die Bestattung an sich für die Täufer unter theologischen Gesichtspunkten nicht nötig war. Eine Sonderrolle nahmen die Märtyrer ein, die meist abseits der Friedhöfe oder direkt am Galgen begraben wurden – wenn ihre Asche nicht verweht war (Beiträge von Ellen Yutzy, Päivi Räisinnen, Katharina Reinholdt, Marion Kobelt-Groch).

Eine letzte Stoßrichtung führt in die spätere Zeit des Täufertums, für die die Forschung mittlerweile viele Ergebnisse der Konfessionalisierungsfor-
schung rezipiert hat. Merkmale der Konfessionalisierung in den Territorien des Reichs lassen sich in den einzelnen Täufergemeinden wiederfinden, Entwicklungen liefen ähnlich ab, etwa die Verschriftlichung von Glaubensbekenntnissen, die Normenbildung, die Disziplinierung der Anhänger oder die innerkonfessionelle Bildung und Ausbildung. Über die konfessionelle Phase hinaus führen Untersuchungen zu den Mennoniten in den Niederlanden,

wo neue Identitäten aufgebaut wurden. Nicht nur die Ideenwelt der Aufklärung und die Involvierung in Politik und Gesellschaft, sondern auch die Begeisterung für die patriotische Bewegung und die amerikanische Revolution sorgten für eine Abkehr von Absonderung und Separatismus (Beiträge von Michael Driedger, Piet Visser).

Sieht man die Vorträge vor dem Hintergrund aktueller Diskurse in der Täuferforschung, so dürfte ein Ergebnis der Tagung in Göttingen darin bestehen, die Sinnhaftigkeit alter Label wie »sozialhistorisch«, »kirchengeschichtlich« oder »revisionistisch« zu überprüfen. Betrachtet man die neueren Forschungen, so scheinen diese Grenzen mittlerweile ziemlich zu verschwimmen, und eine eindeutige Klassifizierung erweist sich als äußerst schwierig. Eine grundsätzliche Herausforderung stellen heilsgeschichtlich ausgerichtete Aussagen in den frühneuzeitlichen Quellen dar, die mit säkularen Instrumenten und Methoden des 21. Jahrhunderts analysiert werden müssen. Die Kontextualisierung ihrer Schreiben, Reden und Tätigkeiten zeigt die Täufer innerhalb vielfältigen Beziehungen in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Diese aufgebauten Netzwerke lassen die Pluralität des Täufertums sichtbar werden.

Astrid von Schlachta

Ein Jubiläum – 50 Jahre Mennonitengemeinde Bechterdissen

Vom 7. August bis zum 3. September 2006 feierte die Mennonitengemeinde Bechterdissen ihr 50jähriges Bestehen. Es war zugleich das Jubiläumsfest der vor 50 Jahren begründeten Mennonitensiedlung. Doch die Anfänge der Gemeinde gehen weiter zurück, bis ins Jahr 1946. Damals versammelte sich eine kleine Gruppe von mennonitischen Flüchtlingen aus Westpreußen, Ostpreußen und der Sowjetunion in der Sakristei der Pauluskirche in Bielefeld. Wilhelm Wiebe und Lothar Hein, beide aus Westpreußen, hatten dieses Häuflein um sich geschart. Der Älteste, Dr. Ernst Crous aus Göttingen, ließ sich gerne rufen, um Andachten zu halten. Durch die »Mennonitenpost« wurde die Nachricht von diesen Zusammenkünften unter den mennonitischen Flüchtlingen rasch verbreitet, die Zahl der Teilnehmer wuchs. Später übernahm ich von Ernst Crous die Aufgabe, bei diesen Menschen Andachten zu halten und Besuche abzustatten.

1951 machten sich W. Wiebe und L. Hein auf die Suche nach geeignetem Bauland für diese Flüchtlinge, »um jedem der Brüder ein eigenes Häuschen zu besorgen ... und ihren Kindern weitere Bildungs- und Existenzmöglichkeiten zu sichern ... und daß unsere alte mennonitische Gemeinde neu gefestigt werde« (W. Wiebe). Bei dem Dorf Bechterdissen wurden sie fündig.